In memoriam ERNST JÜNGER
(1895-1998)

Das langjährige Mitglied und Ehrenmitglied der Münchner Entomologischen Gesellschaft, der bekannte Schriftsteller ERNST JÜNGER, ist am 17.2.1998 im Alter von 102 Jahren verstorben. Für uns als Entomologen sind vor allem seine Ausführungen über das Sammeln und Beobachten von Insekten, die von ihm so lebendig beschriebenen "subtilen Jagden", von bleibendem Wert. Deshalb hat die Münchner Entomologische Gesellschaft zu seinem 100. Geburtstag eine Resolution erarbeitet (NachrBl. bayer. Ent. **44**, 79) und diese mit über 500 Unterschriften an politisch Verantwortliche geschickt (NachrBl. bayer. Ent. **45**, 83-89).

An Stelle eines Nachrufes drucken wir hier nochmals die vielbeachtete Rede von ERNST JÜNGER, die er 1965 am 3. Bayerischen Entomologentag gehalten hat und die unverändert aktuell ist.

Forscher und Liebhaber

Ernst JÜNGER

I.

Verehrte Anwesende,

Der freundlichen Einladung der Bayerischen Entomologen, anläßlich ihrer heutigen Tagung einige einleitende Worte zu sprechen, bin ich mit Vergnügen gefolgt.

Eine solche Aufgabe läßt sich von zwei entgegengesetzten Seiten her anfassen: entweder, indem man ihren Gegenstand als Spezialist behandelt, oder indem man die Grenzwege beschreitet, an denen er in das Universale einmündet.

Mit der ersten dieser beiden Methoden würde ich von vornherein meine Kompetenz überschreiten, denn obwohl ich mich nun seit über einem halben Jahrhundert mit den Kerfen beschäftige, habe ich das nie als Spezialist getrieben, sondern bis auf den heutigen Tag als reiner Liebhaber. Allerdings bedurfte es ausgedehnter Umwege, unter anderem jahrelanger exakter Studien, bevor mir deutlich wurde, daß ich hier andere Absichten verfolgte als jene auf vollkommene Beherrschung eines Seitenzweiges der speziellen Zoologie. Derartiges vor einem Gremium von hochgezüchteten Spezialisten behandeln zu wollen, wäre Anmaßung.

Universale Bedeutung wohnt unserem beschränkten Gebiet ebensogut inne wie jedem anderen. Ein in diesem Sinne zu behandelndes Thema war mir vorgeschlagen worden; es hätte ungefähr den Titel führen sollen: "Das Tier und seine Realität."

Da nähern wir uns einem der großen Rätsel, mit denen der Mensch sich seit den frühesten Zeiten beschäftigte. Mir stellte es sich oftmals beim Anblick der Ephemeridenschwärme, die periodisch aus der Erde auftauchen und nach Tagen verschwinden, ohne daß eine Spur von ihnen bleibt. Wenn wir eines der Individuen untersuchen, so finden wir es vollkommen ausgerüstet – nicht nur mit den Organen, die auch dem Menschen eigentümlich sind, sondern zudem mit anderen wie mit Fühlern und Flügeln oder gar mit solchen, deren Bedeutung uns bis heute verborgen geblieben ist. Darüber hinaus zeichnen diese Wesen sich oft durch große Schönheit aus. Ihr flüchtiges Aufblitzen im Licht wirkt überraschend und bestürzend, als ob ein Sämann Scheffel voll Edelsteinen ausstreute.

Die Frage liegt nahe, wo denn der Sinn dieser Verschwendung zu suchen sei? Kann er darin liegen, daß möglichst viele Individuen sich Stunden oder Tage des Lebens erfreuen? Oder gilt dieser Aufwand der Erhaltung der Art? Wenn wir das bejahen, stellt sich sogleich eine Fülle von anderen Fragen, wie etwa diese: "Was ist denn und wo wohnt denn die Art?" Die Art hat noch kein menschliches Auge erblickt, denn wir sehen immer nur die Individuen, durch die sie sich vertritt. Und diese Individuen sind nicht nur als solche verschieden, sondern auch hinsichtlich der Geschlechter: damit die Art konstant bleibe, muß also eine Mannigfaltigkeit mitwirken.

Auch den Typus einer Art hat noch niemand gesehen. Was wir, wenn wir ein Tier benennen, als Type bezeichnen, hat nur den Wert einer Aushilfe: wir erheben ein reales Geschöpf in den Rang eines immateriellen Vorbildes. Wir sehen und beschreiben den mehr oder minder scharfen Abdruck; der Prägstock bleibt unsichtbar.

Das sind nun bereits Fragen, die nicht nur über die Entomologie, sondern auch über die Zoologie hinausfahren; sie berühren Sein und Wesen der Dinge Oberhaupt. Mit ihnen haben sich nicht nur Plato und seine Schüler, sondern hat sich auch der mittelalterliche Universalienstreit jahrhundertelang beschäftigt, ohne daß eine Lösung erreicht wurde.

Jedoch vermögen wir zu bestimmen, was das Wort aus der namenlosen Fülle herauszusondern vermag und wo es seine Grenzen findet, die zu beachten und auch zu achten sind. Das zu wissen, ist auch für den Autor wichtig, denn er soll mit dem Wort das Mögliche erreichen, doch ihm nicht das Unmögliche zumuten. Ich habe mich daher mit der Frage der Benennung nicht nur der Tiere, sondern der Dinge Oberhaupt, oftmals beschäftigt, wie erst vor kurzem in einer Abhandlung mit dem Titel: "Typus, Name, Gestalt."

Wenn ich auch diese Frage nicht weiter ausspannen will, so deshalb, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß sie selbst im gedruckten Text nicht leicht zu bewältigen ist. Ein Vortrag sollte jedoch unmittelbar verständlich sein, denn das gesprochene Wort hat andere Aufgaben als das geschriebene.

Ich habe mich daher für das Thema "Forscher und Liebhaber" entschieden, wenngleich die Zeit auch hier kaum mehr als einige Andeutungen erlaubt.

Forscher und Liebhaber: ich möchte mit einem Wort von Seneca beginnen: "Res severa est verum gaudium." Das heißt in unserer Sprache: "Eine ernste Sache ist ein wahres Vergnügen." Diese Übersetzung ist allerdings nicht die einzig mögliche. Ebenso angängig scheint: "Ein wahres Vergnügen ist eine ernste Sache" – das wäre philologisch sogar eleganter gefaßt.

Beide Übertragungen bergen einunddieselbe Wahrheit – freilich von zwei verschiedenen Standorten aus gesehen. Die erste, nämlich daß eine ernste Sache ein wahres Vergnügen sei, würde der Meinung des Forschers entsprechen, während der Liebhaber Wert darauf legt, daß sein Vergnügen als ernste Sache betrachtet wird.

Das entspricht, wie gesagt, zwei verschiedenen Standorten. Zwischen beiden bestehen jedoch Ähnlichkeiten und starke Verknüpfungen, wie sie bereits der Lebenslauf jedes bedeutenden Forschers bezeugt – und ich möchte behaupten: ohne Ausnahme. Einmal, und wahrscheinlich schon in früher Kindheit, fiel sein Blick auf eine der Erscheinungen des Gebietes, auf dem er sich dann später als Mann auszeichnete. Ich nenne etliche, wie sie mir gerade einfallen: eine Dampfmaschine, einen Schmetterling, ein Steinbeil und ein Hünengrab. Davon fühlt sich der eine als Knabe angesprochen, der andere geht daran vorbei.

Was den einen entzückt, kann dem anderen sogar mißfallen. Für Schliemann etwa bedeutete die erste Berührung mit der Ilias den Keim zu großen Entdeckungsfahrten, während für soviel andere der Name Homers sich mit der Erinnerung an jahrelange Plagen unter der Fuchtel pedantischer Grammatiker verknüpft. Ähnlich ist's wohl den meisten mit der Mathematik ergangen – mit Zahlen und Zahlenverhältnissen, für die sich ein Gauß bereits als Schüler in einem Maß begeisterte, das ihn seine Lehrer weit überflügeln ließ. Ebenso fand Brehm, der

berühmte Verfasser des "Tierlebens", kaum daß er gehen gelernt hatte, ein inniges Vergnügen am Wesen und Treiben der Vögel, die in den Garten des väterlichen Pfarrhauses einfielen. Solche Zaungäste nimmt mancher Erwachsene kaum wahr.

Es ist wohl anzunehmen, daß ein Kinderauge wie das von Brehm zunächst durch eine ihm besonders angenehme Erscheinung angezogen wird – etwa durch die rote Brust eines Dompfaffen, die aus verschneiten Büschen leuchtet, oder durch die bunte Montur eines Spechtes, der die Bäume revidiert. Da ist dann der magnetische Kontakt geschlossen, um den sich das Feld zu bilden beginnt.

Den meisten der anwesenden Entomologen wird es ähnlich ergangen sein. Eine erste Begegnung überraschte, erstaunte, zwang zur Bewunderung. Ihrer entsinnt man sich genau. Das Universum gab eine Ahnung seiner Fülle, seiner Herrlichkeit. So findet man im Wüstensande ein Goldkorn, einen Edelstein. Nun heißt es nachgraben. Dazu wird dann das Handwerkszeug erworben; die Arbeit wird zum Vergnügen, wird zur Lust.

Meist, doch nicht immer, wird ein solcher Glücksfund in die Kindheit gefallen sein. Doch bleibt er dem Beglückten bis in das hohe Alter in Erinnerung. So einem unserer Großmeister, den auch Theodor Heuss schätzte: dem unvergessenen Carl Anton Dohrn. Er begegnete mit Bewußtsein der ersten Spezies der Coleopteren, denen er dann sein Leben widmete, auf einer Reise durch Algerien, nach Abschluß seiner juristischen Studien. Es war ein Prachtkäfer namens Perotis, den er mitnahm, weil ihn ein Freund gebeten hatte, für ihn sich unterwegs nach solchen Tieren umzusehen. Diese erste Berührung sollte große Folgen haben: Dohrn wurde nicht nur einer der bedeutendsten Sammler seiner Zeit, sondern er begründete auch mit dem leider zu früh verstorbenen Doktor Schmidt zusammen den Stettiner entomologischen Verein, in dessen Auftrag er mit Gelehrten der ganzen Welt korrespondierte und eine Zeitschrift herausgab, die nach genau hundert Jahrgängen erst am Ende des zweiten Weltkrieges und kurz vor dem Untergang der Stadt ihr Erscheinen einstellte. Ohne Carl Anton Dohrn wäre auch die marine Forschungsstation in Neapel undenkbar, die sein Sohn und später sein Enkel leiteten. Dort wurden wichtige Studien getrieben, die unter anderem, wie jene am Seeigelei, zur Förderung der Genetik beitrugen, einer Wissenschaft also, die nicht minder erstaunliche Aussichten eröffnet als die moderne Physik.

Auch ich hatte die Ehre, für einige Wochen am Neapolitaner Aquario arbeiten zu dürfen, freilich an einem bescheidenen Objekt, nämlich einem der Tintenfische, die den Golf bevölkern, und nicht als Forscher, sondern als Liebhaber. Damit möchte ich auf die Ambivalenz der Naturbetrachtung und der Naturbeobachtung zurückkommen. Der Ausgangspunkt ist für den Forscher wie für den Liebhaber der gleiche: das aus dem Ungesonderten auftauchende Bewußtsein ergreift ein Gesondertes, das ihm vom Universum angeboten wird als eine Probe seiner unergründlichen Macht. Der Mensch bringt aus dem Ungesonderten als seiner eigentlichen Heimat Lust, Neigung, auch Leidenschaft mit. Verborgen bleibt ihm, daß er im gesonderten Objekt, und sei es auch nur der Flügel eines Falters, ein Stück seiner Heimat erkennt.

Wie aber unterscheiden sich nun Forscher und Liebhaber? Das ist, wie schon anfangs gesagt, zunächst eine Frage des ~Standortes. Beide sind vom gleichen Punkte ausgegangen, indem ein Objekt aufleuchtete, dem sie mit Neigung antworteten. Sie haben eine Offenbarung gehabt, eine Berufung gefühlt. Dem folgt jahre- und jahrzehntelanger Dienst.

Res severa est verum gaudium. Wenn wir nun annehmen, daß der Dienst des Forschers in der strengen Sache und der des Liebhabers im wahren Vergnügen seinen Schwerpunkt findet, so treffen wir damit wohl das Richtige. Freilich ist diese Unterscheidung nicht absolut. Der Forscher geht ja nicht minder vom wahren Vergnügen aus, von dem er sich nie gänzlich entfernen darf. Asketentypen sind nicht die höchsten im Reich der Wissenschaft.

Exakte Forschung hat Erkenntnis zum Ziel. Was aber mag das Ziel der Erkenntnis sein? Die Frage bleibt ohne Antwort, da die Erkenntnis autonom ist und sich selbst genügt. Auf keinen



Abb. 1: *Earias juengeriana* (Noctuidae) KOBES.

Fall darf bloßer Nutzen als ihr Ziel gesetzt werden. Wenn wir heute zum Monde fliegen können, so verdanken wir das vor allem der Astronomie, wie sie seit über fünftausend Jahren von den Menschen getrieben wird. Das ist ein gewaltiger Fakt und trotzdem für den Astronomen von sekundärer Bedeutung; für ihn gehört er zum Wege und nicht zum Ziel. Die Kosmonautik dient der souveränen Erkenntnis, indem sie ihr neue Daten zuträgt; das gilt für die Technik Oberhaupt.

Ebensowenig kann die Entomologie, wo sie als Forschung betrieben wird, auf den Nutzen gerichtet sein. Die Einteilung in nützliche und schädliche Tiere gehört zur Ökonomie und hat dort ihre Bedeutung; im ungetrübten Licht dagegen sind alle Geschöpfe bis zum letzten der Verehrung würdig und wunderbar. Das wird zuweilen sichtbar, wenn Wunder an Orten entdeckt werden, wo niemand sie vermutete. So hat ein unscheinbares Wesen namens Amphioxus, das, halb Fisch, halb Wurm, im Sand der Küstensäume lebt, den Übergang der Wirbellosen zu den Wirbeltieren anschaulich gemacht, und eine "schädliche" Fliege, Drosophila, unschätzbare Aufschlüsse hinsichtlich der Entwicklung der Lebewesen und auch des Menschen eingebracht.

Dem Entomologen sind die Schattenseiten des angewandten Wissens wohlbekannt. Die Versuche, einzelne Schädlinge, wie sie innerhalb der Monokulturen auftreten, durch große Mengen von Gift zu vertilgen, sind äußerst fragwürdig. Ich brauche das vor Kollegen nicht weiter auszufahren; ihnen ist die Verödung der Wälder und der Feldflur im einzelnen bekannt. Die von mir hochverehrte Rachel Carson hat darüber das Nötige gesagt.

Soviel über das Verhältnis von Erkenntnis und Nutzen oder, um es anders auszudrücken, von absoluter und praktischer Vernunft. Ich bedauere nun immer, wenn ein Liebhaber glaubt, sein bescheidenes Tun noch entschuldigen zu müssen, indem er etwa angibt, daß er der Wissenschaft diene oder gar den Nutzen fördere. Das mag sogar zutreff en, berührt aber den Kern der Sache nicht.



Abb. 2: *Neocollyris juengeri* (Cicindelidae) NAVIAUX.

Freilich gehört es zum abendländischen Ethos, daß das Wissen als ernste Sache, als res severa begriffen wird. Im Allerheiligsten des großen und zellenreichen Bienenstockes ist die unberührte Erkenntnis Königin. Ihr dient die Forschung; und gerade deshalb geht Reichtum von ihr aus.

Andererseits darf auch der Liebhaber ein großes Wort ~für seinen Dienst in Anspruch nehmen – für einen Dienst, den er oft unbewußt verrichtet, nur ahnend, daß sein Vergnügen eine ernste Sache ist. Das Wort heißt Offenbarung und bildet den Gegenpol der Erkenntnis – der Unterschied liegt darin, daß in der Offenbarung die kontemplative, in der Erkenntnis die aktive Natur des Geistes ihre Befriedigung sucht. Man könnte auch sagen, daß durch die Erkenntnis die Welt als Arbeit und durch die Offenbarung die Welt als Spiel begriffen wird – beides im höchsten Sinn, den man den Worten zu geben vermag.

Es leuchtet nun ein, daß im Zeitalter des Arbeiters die Erkenntnis, wenn nicht die einzige, so doch die Hauptstraße bilden muß, auf der sich der Geist bewegt. Das ist seit über hundert Jahren eindeutig geworden – nicht nur innerhalb der großen Zusammenhänge wie des Verhältnisses der Theologie zu den Wissenschaften, sondern auch innerhalb der Wissenschaften selbst. Da weht die immer strengere Luft der res severa; die Sicht wird klarer, aber es wird auch kälter, oft unwirtlich, unheimlich sogar. Das ist an allen Orten im Großen und Kleinen zu verfolgen – ich möchte mich hier darauf beschränken, innerhalb unseres bescheidenen Gebietes ein Einzelfaktum anzuführen, nämlich die Art, in der die kleinen, ursprünglich für den Liebhaber bestimmten Zeitschriften sich unter dem Einfluß der exakten Forschung verwandelten. Da ist wenig vom

"irdischen Vergnügen" des Barthold Heinrich Brockes oder von den "Belustigungen" des Rösel von Rosenhof, wenig auch vom Geist der Naumann, des alten und des jungen Brehm, des Grafen Dejean und all der begeisterten Schüler des großen Linné geblieben; dafür traten Maß und Zahl ihre strenge Herrschaft an – nicht nur innerhalb der Anatomie und Morphologie der Tiere, sondern auch im Hinblick auf ihren intimsten Lebensbereich.

Es wäre gewiß verfehlt, sich gegen Maß und Zahl zu wenden, etwa unter Berufung auf irrationale Größen, wohl aber muß ihre einseitige Anwendung oder gar ihre Verehrung als Irrweg erkannt werden. Das gehört zu den Anzeichen des Schwundes, der geistigen Verkümmerung.

Ex negativo erkennt man das am Fehlen des souveränen Einzelnen, der das Weltbild beherrscht. Hier sind Goethe, Alexander von Humboldt, Schelling und Hegel zu nennen, aber auch neben und nach ihnen eine Fülle von Geistern, denen in der Philosophie, der Geschichte, den Einzelwissenschaften bis tief in das vorige Jahrhundert hinein die Synopsis gelang. Sie waren sowohl Wissende als Ahnende; Forscher und Liebhaber, Erkennende und Verehrende zugleich. Daß dem die Meßkunst, ja selbst mathematisches Genie nicht widerspricht, das zu bezeugen, bedürfen wir nicht des großen Pythagoras. Auch Leibniz und Pascal sind Beispiele.

Daß wir auf vielen Gebieten schärfer sehen, schließt leider nicht aus, daß wir nur stückweise sehen. Mikroskope und Fernrohre führen nicht an das Ganze heran. Wir haben vom Atom und vom Kosmos genauere Vorstellungen als unsere Vorfahren. Doch dieser Fortschritt wird eitel und sogar zerstörend bleiben, wenn er sich auf die intelligente Meßkunst beschränkt. Das Teamwork schafft im besten Falle ein Mosaik. Damit aus diesem Mosaik ein Bild werde, bedarf es nicht des Abstandes allein.

Es gehört auch die innere Kraft des ganzen Menschen dazu.

Teil 2 folgt im nächsten Heft.